

Nr. 1 Biografie Das uralt kluge Kind DIE ZEIT, Ausgabe 51, 2007

Von Christoph Dieckmann | © DIE ZEIT, 13.12.2007 Nr. 51

hier Seite 1

Nr. 2 Stasi Ein scharfer Hund DIE ZEIT, Ausgabe 05, 2006

Von Fritz J. Raddatz | © DIE ZEIT 26.01.2006 Nr.5

hier Seite 3

Nr. 3 In meiner Familie gibt es nichts Privates

### **Florian Havemann über seine Abrechnung mit dem Vater,**

die Notwendigkeit, links zu sein und seine Bundestagskandidatur

Sabine Rennefanz, Peter Pragal vermutlich aus dem Tagesspiegel wann ?

kopiert hasbe ich es mir anlässlich des Vortrages von Florian F. im Literaturhaus im Brecht-Zentrum

hier Seite 6

Von Christoph Dieckmann | © DIE ZEIT, 13.12.2007 Nr. 51

- \* Schlagworte:
- \* Havemann
- \* Kommunist
- \* Biographie
- \* Literatur

Florian Havemann ermordet seinen toten Vater, auf dass er lebe

Der Verlag hatte eine Unwetterwarnung ausgegeben. »Heftig wie ein Wintergewitter kommt Havemann über Berlin, über Deutschland«, so donnerte der Suhrkamp-Katalog. Jetzt krachte das Werk hernieder, elfhundert Seiten stark – nein: dick, »ein egoistisches, ein vollkommen egozentrisches Buch«, wie der Autor verspricht. Bereits dem Startkapitel genügen im Wesentlichen die Wörter »ich« und »Havemann«. »Alle kennen Havemann, keiner kennt Havemann. Ich schreibe auf, was ich weiß. Ich schreibe nur auf, was ich weiß. Ich schreibe aber auch meine Zweifel an dem auf, was ich weiß. Und ich weiß...« Und so weiter.

O Schicksal, wie bist du so hart! Nach hundert Seiten erwägt der Rezensent Republikflucht, entschließt sich aber durchzuhalten wie einst Robert Havemann, der Held von Grünheide, der Oberdissident der DDR. Havemann starb 1982. Sohn Florian, geboren 1952, vermutet: «Meine Zeit, sie kommt erst noch. Die Zeit, in der ich als Künstler, als Autor irgendeine Wirkung haben werde, sie bricht vielleicht grad erst an.»

Havemann ist ein unmögliches Buch. Es strotzt von Narzissmus, Hybris, Selbstgerechtigkeit. Stilistisch produziert dieser Autor Aquaplaning-Prosa. Was ihm durchs Hirn strömt, flutet ins Buch und schwemmt den Leser mit. Falls es je einen Lektor gab, so ist er beizeiten ertrunken. Die Gattung zu bestimmen, tut Havemann junior sich schwer. Autobiografie? Väter-und-Söhne-Geschichte? Letztlich nennt er's »Familienroman«, auch wegen möglicher Klagen. Auf Faktenrecherche hat er weitgehend verzichtet und seine Wahrheitserfahrungen aufgeschrieben. Die enthalten auch Legenden und Hörensagen. Und doch und gerade wegen seiner Mängel ist Havemann ein außerordentliches Buch. Je länger man in der enthemmten Suada badet, desto stärker spürt man ihren Sog. Anhand der exponierten Familie H. lässt sich viel vom deutschen 20. Jahrhundert erzählen. Hans Havemann, Florians Großvater, war Gymnasiallehrer in Bielefeld, später Chefredakteur einer hannöverschen Zeitung. Er schrieb einige Dramen und veröffentlichte 1937 Das Bild des Menschen, eine pathetisch orgelnde Schrift über Mensch und All im Lichte einer Philosophie des Raumes. Hans H. zählte zu den »Märzgefallenen« von 1933, die sich nach Hitlers Machtantritt eilfertig den Nazis zugesellten. Genauso flink trat er nach dem Kriege der SED bei. Der Enkel ist bald fertig mit dem Opportunisten. Wie anders war Robert H. Der promovierte Chemiker wurde Kommunist. Er gründete die Widerstandsgruppe Europäische Union, die Juden versteckte und Zwangsarbeitern half. Die kleine Gruppierung flog auf. Im Dezember 1943 wurden Havemann und Genossen zum Tode verurteilt. Nur Havemann erlebte 1945 die Befreiung aus dem Zuchthaus Brandenburg, weil seine Hinrichtung wegen seiner kriegswichtigen Giftgasforschungen aufgeschoben worden war. In den Anfangsjahren der DDR diente der Professor Havemann als treuer Exekutor der SED-Macht und als Stasi-Informant. Später rückte er vom Stalinismus ab. Er propagierte ideologiefreie Wissenschaft und individuelle Menschenrechte. Die

Partei schloss ihn aus und entzog ihm das Lehramt an der Berliner Humboldt-Universität. Fortan privatisierte er und publizierte im Westen, schikaniert vom Regime. Allmählich entstand der Ahnvater der DDR-Opposition, wie er in heutigen Geschichtsbüchern wohnt. Man lese etwa Robert Havemann oder Wie die DDR sich erledigte von Joachim Widmann und Katja Havemann, der Witwe: eine Chronik des Grünheider Hausarrests mit hagiografischen Zügen. Die Rollen sind gebühlich verteilt: drinnen Held H., umringt von seinen Jüngern Wolf Biermann, Jürgen Fuchs, Rainer Eppelmann et cetera, draußen vor der Tür die Welt der SED mit ihren Bütteln, die Havemann entnerven, brechen, zersetzen sollten. Havemann aber blieb getreu bis in den Tod – sich und seinen Idealen vom freiheitlichen Sozialismus.

So war's ja, genauso dumm und repressiv. Bloß weniger heilig. Florian Havemann pinkelt nicht nur ans väterliche Denkmal, sondern erlegt den Vater mit der Mistforke. Er zeichnet ihn als verbummelten Bock und Kognakschwenker, der »nach seiner Entlassung aus der Humboldt-Universität in keinster Weise mehr wissenschaftlich gearbeitet hat«. Im Kopf des Lesers wird ein Charaktertausch provoziert. Wo eben noch der Denk-Märtyrer Robert H. Dialektik ohne Dogma und ähnliche Freiheitsprosa erschuf, hockt nun ein entspannter Süffler und dilettiert vor sich hin.

Wer Havemann liest, muss zweierlei für höchstes Glück erachten: kleinbürgerliche Herkunft und liebende Eltern. Beides blieb Florian versagt. Mutter Karin sei preußisch kalt und verlogen gewesen, überdies regimetreu, und habe nach der Scheidung selbst Familienangelegenheiten der Stasi zugetragen. Der Vater weiberte und setzte alle Hoffnungen auf Frank, Florians älteren Bruder. Frank musste ins Krankenhaus, der Vater besuchte ihn sofort. Florian lag dort wochenlang, der Vater kam nie.

## **TEIL 2**

Als Weihnachten kam, spielten sie das Selbstmordspiel

Das sind klassische Traumata. Überhöht und konterkariert wurden sie durch den enormen Druck der ideologischen Moral, der weltverbesserlichen Sendungsgewissheit, mit der man wohl in jenen Kreisen leben musste. Selbstverständlich war die DDR das bessere Deutschland, nicht die braunfaule Bundesrepublik.

Sozial gehörten Havemanns zum roten Adel der DDR, zur Stalinallee-Aristokratie. Florians Onkel war Hermann Henselmann. Ulbrichts Stararchitekt wohnte ein Stockwerk tiefer am Strausberger Platz. Weihnachten feierte man gemeinsam. Onkel Hermann dachte sich Spiele aus, »jedes Weihnachtsfest was anderes, und in einem Jahr, da kommt er auf die merkwürdige Idee, wir sollten Selbstmord spielen«. Acht Henselmann-Kinder plus vier von Havemanns bemühen sich mehr oder minder überzeugend um ihr Ableben, bis Großvater Havemann auftritt. Der Greis schreibt einen Abschiedsbrief. Er nimmt Gift. Er würgt, er windet sich in Krämpfen. »Er bäumt sich noch einmal qualvoll auf. Bricht dann endgültig zusammen. Letzte Zuckungen, dann Stille...« Opa erhebt sich, heiter weiterlebend. »Stimmung, gar weihnachtliche Stimmung wollte danach nicht wieder aufkommen.«

Solche Schmankerln gibt es viele in diesem Buch, das natürlich von Namen lebt und von der Naschsucht des Publikums. Florian Havemann hat ein Talent zum anekdotischen Porträt. Schrieb je einer so warm über seine erste Liebe, die spätere Schrillschnalle Nina Hagen? Gibt es ein näheres Bildnis von Thomas Brasch, der F. H. in seiner Novelle Vor den Vätern sterben die Söhne skizzierte? Der gute Mensch Erich Fried tritt auf, noch plastischer der gleichfalls liebenswerte Rudi Dutschke, der leider Gottes nur Unsinn quatschte, weil er ausschließlich in ideologischen Stanzen sprach. Fried erklärte, warum: Nach dem Attentat habe der Rudi völlig neu sprechen gelernt, traurigerweise nur Linksjargon mangels neutraler Lehrer. Auch Heiner Müller wird schön umrissen: »Müller, das bedeutet sentimentaler Stalinismus als Waffe gegen die poststalinistische Verweichlichung.« Zu Müller wie zu Wolf Biermann findet Havemann eindruckliche Sätze über die stalinistische Prägung vieler Opfer des Stalinismus.

Hat Biermann sich vor Angst im Schrank versteckt?

Nun aber naht Biermann, den Havemann »Halbbruder« nennt: der erste Mensch, der ihn in den Arm genommen habe. Biermann wählte sich Robert Havemann zum Ersatzvater, verband sich mit Tochter Sibylle und schrieb, nachdem Florian 1971 gen Westen getürmt war, sein Lied über Flori Have, das »uralte kluge Kind«. Enfant perdu betrauerte den Flüchtling und denunzierte ihn als Deserteur der sozialistischen Idee. Freilich hatte Flori 1968 gegen den Einmarsch in die C(SSR protestiert und dafür, als Sechzehnjähriger, im Gefängnis gesessen. Biermann hingegen, so müssen wir lesen, habe sich schisshasig den Schnäuzer rasiert und aus Angst in einem Schrank versteckt. Die Ausbürgerung 1976 schließlich sei quasi mit seinem Einverständnis geschehen. Robert Havemann höchstselbst habe den Geschassten Verräter genannt. Und von der angeblichen Liaison mit First Lady Honecker durfte ja dieser Tage ganz Deutschland erfahren.

### **TEIL 3**

Uns bleibt, was gut war und klar war, so sang einst Wolf Biermann in seiner Che-Guevara-Anbetung. So soll es sein, so wird es sein, so muss es sein. Als lebenslängliches Idol ist der Zwangsdrastiker Biermann herzlich ungeeignet, doch es bleiben Chausseestraße 131 und aah – ja! und Warte nicht auf bessere Zeiten – grandiose Platten, die bezeugen, wie vorbildlich dieser Egomane im DDR-Kollektiv der Zähnezusammenbeißer den Wolfsrachen aufriss. Auch Robert Havemanns Entgoldung ist ein emanzipatorischer Akt. Der Sohn nennt den Vater einen Menschen »mit einem Plural an Identitäten« und grübelt, ob das Verlangen nach eindimensionalen Helden unbillig sei. »Die Welt ist komplizierter, als Klein Flori sich das mit seinem moralischen Rigorismus früher einmal gedacht hat.«

Florian Havemann, dies der unabweisbare Eindruck, ist ein verletzlicher Mensch und vermisst den Vater auf immer. Vielleicht hat er ihm à la Kafka mit diesem Buch einen sehr langen Brief geschrieben. Es wurde nichts Berühmtes aus dem Sohn, mag er sich zehnmals Künstler nennen und hundertmal Verfassungsrichter von Brandenburg. Er hat einen unveröffentlichten Roman geschrieben und zwei ungespielte Dramen namens SPEER und Rosa Luxemburg. Er ediert im Internet die Zeitschrift für unfertige Gedanken. Dass er sein Geld als Putzkraft verdiene, bekennt er selbstbewusst, auch, dass er vielleicht doch kein Künstler sei, kein Dramatiker, kein Maler, vielmehr ein Projektmanager, ein Dilettant, »ein ganz schüchtern, verschämter Mann«. Dann das ultimative Credo: »Ich bin ein Eierkopp.« Wir haben das nicht zu entscheiden und wünschen dieser expressionistischen Textflut viele schwimmfähige Leser.

Ein eigenes Wort: Der Rezensent war 1982 Vikar der Ostberliner Studentengemeinde und fand dort Unterlagen, jahrzehntealte Schreiben hilfesuchender Studenten an den damaligen Studentenpfarrer Gottfried Forck: Der Humboldt-Professor Havemann bedrohe sie mit Relegation, falls sie sich weiter zur Gemeinde hielten.

Auf den letzten Seiten seines letzten Buches Magdalena ringt der wahrheitssehnsüchtige Jürgen Fuchs um das Vorbild Robert Havemann, von dessen Stasi-Zeit als IM »Leitz« Fuchs erst posthum erfuhr. »Was wußtest du von ihm selbst? Nur Andeutungen. Er hatte Schuldgefühle. Mich hat er gestärkt. Mir hat er geholfen, kein IM zu werden. Aber ich habe ihn auch idealisiert. Er sollte groß, mächtig und ohne Fehler sein.«

Wer weiß schon, welchem letzten Ernst dieser dem Henker entronnene Mensch verpflichtet war? Trunk & Bett gehören zum Glück. Sich treu sein, wahrhaft bleiben oder werden, etlichen Menschen ein Beispiel der Tapferkeit geben, das ist viel, falls die Nachtseiten nicht verschwiegen werden. Auch für die oppositionelle DDR gilt Brechts Galilei: »Unglücklich das Land, das Helden nötig hat.«

**Stasi      Ein scharfer Hund      DIE ZEIT, Ausgabe 05, 2006**

Von Fritz J. Raddatz | © DIE ZEIT 26.01.2006 Nr.5

Laut Stasi-Unterlagen hat der DDR-Dissident **Robert Havemann als IM** gearbeitet. Die Essenz seines Denkens vergiftet das nicht

Es müssen arg grippöse Hühner sein, die da nun flügelnd über frühe Stasi-Verflechtungen von Robert Havemann herumkakeln.

Fangen wir mal beim Anfang an. Der Mann saß, zum Tode verurteilt, von 1943 bis 1945 im Zuchthaus Brandenburg (sein Haftgenosse Honecker soll später eine schützende Hand über ihn gehalten haben). Befreit wurde er nicht von seinen Landsleuten, sondern von der Roten Armee. Ganz überraschend kann es nicht sein, dass so jemand Kommunist wird – und einem Land kritisch gegenübersteht, das nie auch nur einen einzigen Richter zur Verantwortung zog: der Bundesrepublik. So wenig es überraschend ist, dass er 1950 aus seinem Amt

als Abteilungsleiter des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Physikalische Chemie und Elektrochemie in West-Berlin entlassen wurde; da hatte er aggressiv in einem Zeitungsartikel die in den USA forcierte Entwicklung einer Wasserstoffbombe attackiert. Es gilt, sich zu erinnern: Immerhin haben noch Jahre später, 1957, die »Göttinger 18« – eine Gruppe führender Atomwissenschaftler – gegen eine atomare Aufrüstung der Bundeswehr protestiert; die konnte man nicht entlassen, es waren drei Nobelpreisträger darunter.

In jenen ersten Nachkriegsjahren war Havemann, tätig in den verschiedensten Friedensräten und Friedenskomitees (in dieser Eigenschaft hatte er auch Kontakt zu Werner Heisenberg), ein berühmter Versammlungsredner und Propagandadiskutant der SED, der er erst 1951 beigetreten war. Ich selber habe ihn – »ein scharfer Hund« hieß so was in Berlin – in seiner untunlichen Heftigkeit bei so manchen West-Berliner Veranstaltungen erlebt, unangenehm schrill selbst für meine linken Ohren. Nun ist eine knapp 60 Seiten umfassende Broschüre erschienen, verantwortlich laut Impressum: »Die Bundesbeauftragte für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen Deutschen Demokratischen Republik, Abteilung Bildung und Forschung«.

Er wollte die DDR nicht abschaffen, diffamierte aber ihre Ideologie

In dieser Behörde arbeitet der Verfasser Arno Polzin, der penibel und korrekt einerseits die rasch sich auflehrende ideologische Abspaltung Havemanns vom offiziellen Kurs der SED nachzeichnet – und zugleich (wohl erstmals) aufblättert, dass der Dissident ein IM war. Insofern ist es ein spannendes Stück deutscher Geschichte: Da stellt die Stasi bereits Mitte der fünfziger Jahre »ideologische Differenzen zur offiziellen Parteilinie« fest und, wir schreiben das Jahr 1956, notiert akribisch, worin die »beginnende Dissidenz« besteht: »Inhaltlich ging es dabei unter anderem um die Frage der Einmischung der UdSSR in innere Angelegenheiten der VR Polen, die Einstellung der SED zu den Demokratisierungsversuchen in Polen und Ungarn, die zu oberflächliche Einschätzung des 17. Juni 1953 als faschistischen Putsch.«

Im schönsten Parteichinesisch nannte man so etwas »er betrieb Fehlerdiskussion... Genosse Havemann wollte der Partei unter dem Deckmantel des Kampfes gegen den Dogmatismus eine Fehlerdiskussion aufzwingen«. Wenn ich das Wort »spannend« benutze, so ist damit gemeint eine sich fast filmisch ineinander schneidende Gleichzeitigkeit: Während Havemann immer deutlicher die Politik der SED angreift, verteidigt er Partei und Staat. »Das Verhalten des GI muß als positiv eingeschätzt werden« – dies Zeugnis stellt ein Führungsoffizier Maye aus, der zuvor ausführlich unerhörte, kaltschnäuzige, herabsetzende und die SED lächerlich machende Äußerungen Havemanns protokolliert hatte. Havemann wollte – wie so viele seiner immer skeptisch-kritischer werdenden Kollegen: Stefan Heym, Stephan Hermlin, Christa Wolf, damals noch Ernst Bloch oder Wolfgang Harich – keineswegs die DDR abschaffen; er hielt gar zwei Tage vor dem Mauerbau noch eine regimetreue Rede in der Volkskammer, in der er den »Weg hinüber in die Bundesrepublik« tadelte und eifervoll hinzufügte, »dass jeder, der dort hinübergeht, nicht nur unserer Sache untreu wird, sondern auch der Sache des Friedens in der ganzen Welt«. Exakt zur selben Zeit diffamiert er »das, was als dialektischer Materialismus verkündet und gelehrt wurde«. Und wiederum – die Stasi war nicht nur deren Eckermann, sondern offensichtlich auch Bewacher der Bewacher – schreibt jener Hauptmann Maye: »Die von ›Leitz‹ [dies Havemanns Deckname. F.J.R.] dargelegten Auffassungen erscheinen durchaus begründet und im Interesse des wissenschaftlich-technischen Fortschritts zweckmäßig.« Bei der – oft genug Kopfschütteln hervorrufenden – Lektüre gewinnt man beinahe den Eindruck, der angeblich fast kriminelle Stasi-Mitarbeiter (der niemanden denunziert hat) bediente sich dieses Apparats, der ja bald mächtiger als das ZK war, dessen Telefone bis hinauf zu Ulbricht und Honecker abgehört wurden. Dieses Verwirrspiel zwischen Trapper und Indianer, nicht selten ein Gemenge aus Dummheit, Wichtigtuerei und widersprüchlichster Banalität, legen viele Passagen der Broschüre nahe; sie bieten allerdings auch keinen Anlass, Havemann postum eine Ehrenmedaille zu verleihen.

TEIL 2

Nichts fürchteten die Machthaber mehr als denkende Kommunisten

»Zu den Inhalten der Zusammenarbeit in den Jahren 1953–1955 gibt es im vorliegenden Aktenmaterial jedoch nur sehr wenige Aussagen.« Eine davon verweist darauf, dass Havemann im Dezember 1954 dem MfS einen West-Berliner Wissenschaftler aus einem Institut der Max-Planck-Gesellschaft zuführte, der anschließend vom MfS geworben wurde. »Abschließend kann gesagt werden, dass Professor Havemann uns in jeder Hinsicht in unserer operativen Arbeit unterstützt hat und jederzeit bereit war, die ihm gestellten Aufgaben durchzuführen«, schrieb Hauptmann Kairies im Januar 1955. Außer im Rahmen von Rückblicken, die in späteren Einschätzungen immer wieder aufgegriffen wurden, gibt es zu der ersten Phase der Zusammenarbeit Havemanns mit dem MfS keine weiteren inhaltlichen Aussagen. Auch die Berichtsakte des GI »Leitz« gibt keine Auskunft, da sie erst Material von 1955 an enthält.

Noch einmal Filmschnitt. Als Anfang der sechziger Jahre Havemann begann, in überfüllten Vorlesungen den »dialektischen Materialismus« von innen aufzurollen, neu zu durchdenken, zu modifizieren, zu revidieren – da war das Häresie, mit denen verglichen Hans Küngs Katholizismus-Bedenklichkeiten Skat-Abende waren; hier rührte jemand gleichsam ans inner sanctum, an Jungfrauengeburt und Auferstehung zugleich. Der Wunsch Havemanns nach Drucklegung seiner sensationellen Vorlesungen wurde vom Vatikan namens ZK, von Papst Kurt Hager persönlich verboten. Daraufhin schickte ich – zu der Zeit Programmchef des Rowohlt Verlages – einen meiner Lektoratsmitarbeiter nach Ost-Berlin; dieser Bernt Richter schmuggelte frei nach Brecht »unter dem Rock«, vulgo in der Unterhose, das Manuskript über die Grenze. Das dann in hoher Auflage 1964 erschienene rororo-aktuell-Bändchen hieß Dialektik ohne Dogma; es wurde in der gesamten kommunistischen Welt beachtet.

Das war die Essenz des Denkens, damit der Existenz eines Robert Havemann (dessen weiteres Schicksal – Entlassung, Hausarrest, Überwachung selbst per Paddelboot auf dem See vorm Haus – bekannt ist). Seine Berichte über Reisen in den Westen, sein »Verrat« des scheinbar wohlgehüteten Geheimnisses, er sei mit Stefan Heym und Wolf Biermann befreundet, seine Ohrenbeichte über (wie es in einer Akte heißt) »ihm bekannte außereheliche Intimbeziehungen« – die eigenen werden es eher nicht gewesen sein – oder die Bemühungen, einen geflüchteten Doktoranden zur Rückkehr zu überreden: lauter Mumpitz. Bereits im Februar 1959 hielt die Stasi fest, es gebe Grund, den Wahrheitsgehalt einiger Angaben Havemanns anzuzweifeln – und geradezu komisch wird der Rapport, wenn es heißt: »Hier wurde also in einem Maßnahmeplan gegen Robert Havemann beschlossen, sich mit ihm als GI »Leitz« zu treffen.« Genau gelesen, belegt die kleine Broschüre ein anderes Mal die eigentliche These, die ins Verhängnis führte: Die kommunistischen Machthaber hatten vor nichts – keinem Imperialismus, keiner CIA – so viel Angst wie vor Kommunisten, die dachten (was über Honecker nicht kolportiert wird); ob sie nun Kolakowski hießen, Ernst Fischer, Hanns Eisler oder Robert Havemann. Die gingen meist zugrunde daran. Das System allemal. Mein Mitleid hält sich in Grenzen.

3.. Artikel:

In meiner Familie gibt es nichts Privates

**Florian Havemann über seine Abrechnung mit dem Vater**, die Notwendigkeit, links zu sein und seine Bundestagskandidatur  
Sabine Rennefan, Peter Pragal

Wir sind zwanzig Minuten zu früh, aber Florian Havemann hat schon alles vorbereitet. In seinem Atelier am Kottbusser Damm in Kreuzberg hat er Tassen und eine Kaffeekanne auf den Tisch gestellt. Die Möbel sind alt, die Wände vergilbt. Er nutzt die Atelierwohnung seit mehr als zwanzig Jahren. Er malt hier, schreibt Dramen und Romane. Ein Bild von Rosa Luxemburg hängt an der Wand, ihr hat er eines seiner Stücke gewidmet. Im Herbst will er für die Linkspartei in den Bundestag. Während des Gesprächs raucht er Zigarren seiner Lieblingsmarke "Tropenschatz".

Herr Havemann, freuen Sie sich, dass der Verlag, der Ihr Buch herausgebracht hat, von Frankfurt am Main nach Berlin kommt?

Ich habe mit dem Suhrkamp-Verlag nicht mehr viel zu tun. Ich werde kein zweites Buch bei Suhrkamp herausbringen können.

Ist das die Folge der zahlreichen Klagen, die gegen Ihr Buch eingegangen sind? Mehrere Protagonisten setzten Streichungen durch, einer Person musste offenbar ein Schmerzensgeld von 20 000 Euro gezahlt werden.

Vielleicht, aber wenn man so ein Buch schreibt, muss man mit Einsprüchen rechnen. Leider. Ich wusste vorher, dass es mir Ärger einbringen würde. Wer eine Autobiografie schreibt, macht sich angreifbar.

Wie sind Sie überhaupt zu Suhrkamp gekommen?

Über einen Roman, den der Verlag erst haben wollte. Dagegen gab es im Hause Widerstände. Der Suhrkamp-Verlag behauptet von sich, sich nicht für ein Buch allein, sondern für einen Autor zu entscheiden. Da habe ich ihnen alles, was ich geschrieben hatte, auf den Tisch gelegt. Darunter 355 Seiten "Havemann". In Frankfurt waren sie davon begeistert.

Wir lesen Ihnen mal ein Zitat vor ...

Solange es nicht von mir ist ...

Doch, es stammt von Ihnen: "Ich möchte nicht mit einer Partei assoziiert werden, die mir nicht behagt. Ich stimme deren Zielen nicht zu, gehöre nicht zu den Sympathisanten, und ob sie bei der nächsten Wahl Erfolg hat, ist mir völlig egal." Das war 1999 über die PDS. Jetzt wollen Sie über die Brandenburger Landesliste der Linkspartei in den Bundestag. Warum haben Sie Ihre Meinung geändert?

Die Welt hat sich geändert. Und mit ihr die Partei. Damals hatte ich keine Beziehung zu ihr. Ich kannte bis auf meine Mutter und meinen Bruder Frank keine Mitglieder. Ich habe mich nicht als Parteimann einspannen lassen. Die PDS hat mich mit dem Ansinnen, ehrenamtlicher Verfassungsrichter in Brandenburg zu werden, überfallen.

Damals wurden Sie gedrängt. Diesmal klingt die Meldung über Ihre geplante Kandidatur wie eine Selbstbewerbung.

Das ist Quatsch. Vor zwei Jahren hat mich Gregor Gysi gefragt: Wann endet denn deine Zeit als Verfassungsrichter? Als ich ihm 2009 nannte, sagte er, das würde gut passen. Es wäre doch idiotisch, einen politischen Kopf mit dieser Erfahrung nach Ablauf der Richtertätigkeit einfach nach Hause gehen zu lassen.

Und was haben Sie geantwortet?

Ich habe zu Gregor gesagt, ich bin nicht Mitglied der Partei. Das musst du organisieren. 2002 habe ich auf der PDS-Landesliste Sachsen für den Bundestag kandidiert. Das würde ich nicht noch einmal machen. Wenn, dann nur in Brandenburg. Da kenne ich mich durch meine Richtertätigkeit aus.

Was haben Sie eigentlich als Laienrichter gemacht?

Ich habe mich am Verfassungsgericht mit Verfassungsbeschwerden befasst. Zum Beispiel mit Normenkontrollverfahren. Da besitzt das Gericht echte Macht. Indem wir feststellen, ein Gesetz entspricht nicht der Verfassung. Dann gibt es Organstreitigkeiten, da geht es meistens um Abgeordnetenrechte, um die konkrete Ausgestaltung der Demokratie also. Aber es kann auch jeder Bürger, der eine höchstrichterliche Entscheidung anzweifelt, zu uns kommen. Wir müssen dann prüfen, ob das Urteil auf verfassungsmäßigem Wege zustande gekommen ist oder nicht. Da bewegen wir uns auf einem schmalen Grat. Manchmal müssen wir feststellen, dass wir einem Bürger nicht helfen können. Auch dann nicht, wenn ihm eine Ungerechtigkeit passiert ist.

Wir wollten Gerechtigkeit und haben den Rechtsstaat bekommen, hat die Bürgerrechtlerin Bärbel Bohley gesagt. Sehen Sie das auch so?

Nein, der Rechtsstaat ist ein hohes Gut, aber nicht immer wird der Gerechtigkeit dabei genüge getan. Nur, was Gerechtigkeit ist, darüber könnten wir uns ewig streiten, und deshalb ist der Rechtsstaat sicher das Beste, was wir haben können.

Warum wollen Sie jetzt in die Politik gehen?

Ich komme aus einer Familie, in der es einfach dazu gehört, dass man sich politisch engagiert und sich einmischt. Das habe ich in der DDR getan, als ich 1968 gegen den Einmarsch der Warschauer-Pakt-Truppen in die Tschechoslowakei protestiert habe. 1971 bin ich mit 19 Jahren in den Westen abgehauen. Dort aber habe ich mich erstmal in keinsten Weise für das Staatswesen verantwortlich gefühlt.

Warum nicht?

Bevor ich geflüchtet bin, habe ich im Osten in einer kleinen Klitsche mit drei Mann als Elektriker gearbeitet. Im Westen habe ich dann wieder in einer ähnlichen Klitsche mein Geld verdient. Auch während meines Studiums habe ich gejobbt. Danach habe ich 15 Jahre lang meinen Lebensunterhalt als Reinigungskraft verdient. Ich hatte da einen Blick von unten auf die Gesellschaft, bin also zwangsläufig links. Wider Willen, und oft auch widerwillig. Aber ich fühle mich der Linken verpflichtet, damit auch dieser Partei.

Was ist für Sie heute links?

Links kann es nur in einer demokratischen Gesellschaft geben. Den Linken fällt auf, dass der staatsbürgerlichen Gleichheit die soziale Ungleichheit entgegensteht. Das wollen wir ändern. Wer nicht das Geld für einen guten Anwalt hat, bekommt am Ende ein Urteil, bei dem ihm auch das Verfassungsgericht nicht mehr helfen kann. Wenn Sie nicht über Bildung verfügen, wozu Sie auch wieder Geld brauchen, dann können Sie sich nicht ausreichend informieren, dann wissen Sie nicht, wie Sie eine Partei gründen und organisieren sollen. Kurzum, soziale Ungleichheit schränkt andere staatsbürgerliche Rechte ein.

Wir erleben gegenwärtig eine Krise des Kapitalismus. Karl Marx ist plötzlich wieder ein Renner. Erwarten Sie eine Renaissance sozialistischer Konzepte und Heilslehren?

Ich will das nicht ausschließen, fände es aber eher schrecklich. Das zeigt doch, dass uns heute nichts Neues mehr einfällt. Vor zwei Jahren habe ich zu Freunden gesagt, wir brauchen einen starken Staat. Da haben die geguckt, als sei ich verrückt. Ein starker Staat kann aber nur der sein, der demokratisch legitimiert ist.

Unter ehemaligen DDR-Bürgern gibt es einen Hang, die Verhältnisse im deutschen Arbeiter- und Bauernstaat zu verklären. Angeblich gab es keine Arbeitslosigkeit und soziale Sicherheit für alle Bürger war garantiert. Was sagen Sie zu dieser Ostalgie?

Wie hieß die Losung nach der Wende? Arbeiten wie im Osten, verdienen wie im Westen. Ich meine, das DDR-Proletariat hat sich einem Bummelstreik hingegeben. Der Unterschied war, dass es im Westen mehr Privathäuser gab. Dort fragte morgens ein Kollege, Senat oder Privat? Wenn es ein Privathaus war, hieß es arbeiten. Wenn es dem Senat gehörte, war man in der DDR. Mein Eindruck ist eher der, dass langsam ein echtes Interesse daran entsteht, was diese DDR überhaupt war.

Waren Sie mit Ihrer Geschichte als Republikflüchtling bei manchen PDS-Genossen im Wahlkampf eine Reizfigur?

Ich bin längst desillusioniert, ich mache Opportunisten keinen Vorwurf. Ich wurde 1968 im Gefängnis von einem Psychologen untersucht, der mir sagte, mit mir stimme etwas nicht, weil ich gegen den Einmarsch in Prag protestiert habe, die Mehrheit der DDR-Bürger aber nicht. Nehmen wir das Jahr 1989. Es war doch nicht Bärbel Bohley, die die Revolution gemacht hat. Es waren die früher Angepassten, die Opportunisten. Das war ernüchternd.

Können die Stasi-Akten helfen, eine Verklärung der SED-Diktatur zu verhindern?

Ich wollte anfangs meine Akte nicht lesen. Ich habe es dann irgendwann doch gemacht. Es war keine bedrückende Lektüre, ich habe viel gelacht. Ich habe mich nicht als Opfer des Staates gefühlt, sondern immer als Täter, ich habe keine Rechnung offen. Gegenüber Inoffiziellen Mitarbeitern der Stasi bin ich nachsichtig. Man muss sich klarmachen: Wenn man seinen Kopf herausstreckte, dann brachte man die Menschen seiner Umgebung in eine Lage, in der sie dann von der Stasi angesprochen wurden. Meine Mutter ist selbst zur Stasi gegangen, um ihre Kinder zu bespitzeln, sie zu beschützen, wie sie natürlich glaubte. Da kann man doch nicht sagen: Du bist die Böse, die Gute. Mein Vater war auch bei der Stasi.

Aber er war auch ein Opfer des MfS.

Richtig, 1964 fing das an, dass mein Vater überwacht wurde. Wenn er nach Hause kam, deckte er das Telefon zu. Und er erzählte, wie er seinen Verfolgern entwischt war. Aber an seinem Häuschen standen sie dann doch wieder. Er machte sich darüber lustig, so als wäre es ein Spiel Räuber und Gendarm. Aber die Stimmung änderte sich, und alle wurden nervös. Da fingen die ersten Verdächtigungen untereinander an. Ich habe mich da herausgehalten.

Sie sagen, dass Sie milde mit IMs umgehen, trotzdem haben Sie Ihren Vater als Dissidenten vom Sockel gestoßen. Haben Sie im Rückblick - zwei Jahre nach Erscheinen Ihres viel kritisierten Buches - darüber nachgedacht, ob Sie ihm Unrecht getan haben?

Mein Vater würde sagen, das, was ich geschildert habe, war der Gipfel der Harmlosigkeit. Ich habe mich doch um ein ausgewogenes Urteil bemüht. Ich erzähle, reflektiere, ziehe Schlussfolgerungen, analysiere, was diese Schlussfolgerung über mich aussagt. Sie werden keine Aussage über meinen Vater lesen, die nicht sofort wieder durch einen nachstehenden Satz in Frage gestellt wird und das Vorhergehende relativiert.

Das ist Ihr innerer Monolog. Dem Leser erscheint Ihr Vater als der Faule, der Dilettant, der Säufer, der Frauenheld. Sollte nicht irgendwann die Zeit vorbei sein, in der man sich als Kind an seinen Eltern abarbeitet?

Den Leser gibt es nicht. Für viele meiner Leser ist mein Vater durch mein Buch erst eine plastische Figur geworden. Mein Vater ist ein hochinteressanter Mann, eine Jahrhundertfigur. Gewisse Grenzen, die für andere gelten, gelten bei uns nicht. Wir sind eine aristokratische Familie, wir gehörten zum Roten Adel - und die meisten Menschen kommen eben nicht aus einer aristokratischen Familie. Ich kann nicht zum Kleinbürger werden.

Widerspricht das nicht Ihrem Anspruch, die Dinge von unten zu sehen? Wie ist das mit Ihrem Linkssein zu vereinbaren?

Es passt überhaupt nicht zusammen. Doch wenn man von unten kommt, kann man die Verhältnisse oft nicht so klar sehen. Fremdheit schärft manchmal auch den Blick.

Das Problem besteht darin, dass Sie sich in Ihrem Buch nicht ernsthaft mit Ideen auseinandersetzen, sondern unter die Gürtellinie zielen.

So viele originelle Ideen, die bleiben, und mit denen die Auseinandersetzung noch immer lohnte, hatte mein Vater nicht. Er sah sich bis zu seinem Tode als Kommunist, glaubte, die DDR sei der bessere deutsche Staat. Und es ist doch bekannt, dass Leonid Breschnew die Entscheidung im Politbüro, ob man in die Tschechoslowakei einmarschieren soll, im Vollrausch getroffen hat. Ob jemand trinkt, ist nicht immer eine Privatsache. Ich gehöre zu einer Familie, in der es keine Privatangelegenheiten gibt. Dem kann ich mich nicht entziehen. Der Staat, die Geheimpolizei, ja die Weltgeschichte regierten in die persönlichsten Beziehungen hinein. Das hat Auswirkungen darauf, wie man sich politisch positioniert, ob man überlebt und wie. Ich habe nicht das Glück einer kleinbürgerlichen Idylle. Deren Maßstäbe können sie auf mich nicht anwenden.

Was nehmen Sie Ihrem Vater besonders übel?

Mein Bruder und ich, wir haben uns das ganze Jahr 1968 hindurch mit unserem Vater darüber gestritten, in welcher Weise in der DDR selber Opposition möglich ist, ohne den Umweg über die West-Medien. Er war strikt gegen irgendwelche Aktionen. Sein Rat: Wir sollen studieren, Karriere machen, seinem Weg also folgen. Nach unserer Protestaktion gegen den Einmarsch in die Tschechoslowakei hat er dann gegenüber den West-Medien so getan, als wären wir seine Adepten, seine Jünger. Das haben wir ihm damals sehr übel genommen - aber es meinem Vater immer noch übelnehmen? Nein, dazu ist er viel zu lange tot. Es gibt tiefe Verletzungen, die auch nicht heilen, das ja.

Sie haben sich mit diesem Buch offenbar den Frust von der Seele geschrieben. Sind Sie jetzt mit sich im Reinen?

Das ist kein Psycho-Buch. Ich konnte es schreiben, weil ich mit mir im Reinen war. Es war keine therapeutische Übung. Ich bin Schriftsteller. Im Kopf hatte ich das seit zwanzig Jahren, ich wusste lange, dass ich es schreiben muss, wusste nur nicht wie.

Aber Sie schreiben über reale Personen. Sie verbreiten Gerüchte, stellen Behauptungen auf, die Sie nicht belegen können. Halten Sie das für seriös?

Wenn Sie eine interessante Familie haben und sich mit ihr treffen, dann machen Sie nichts anderes, Sie reden über Beziehungen. Sie schreiben es nur nicht auf. Vielleicht auch nur, weil ihre Eltern nicht interessant genug sind ...

Oder weil man vielleicht Hemmungen hat.

Oder so. Kann ja sein. Dass wir uns Dinge zusammenreimen über Leute, um sie zu verstehen, ist das Normalste der Welt.

Aber als Richter können Sie doch nicht so arbeiten. Da geht es um Fakten und belegbare Sachverhalte.

Als ich Kandidat für das Richteramt wurde, spitzte sich das auf die Frage zu: Kann ein Künstler, der keine Beweise für seine Wahrheit vorbringt, auch sachlich argumentieren? Es gibt sicher Künstler, bei denen man sich das nicht vorstellen kann. Bei mir war das offenbar anders.

Nochmals: Hat man nicht eine Verantwortung für das, was man schreibt, vor allem, wenn es um lebende Personen geht?

Ich habe in Zeitungen viel Unsinn gelesen, auch in dem wohlwollendsten Artikel gibt es sachliche Fehler. Sie können mir nicht erzählen, dass ich das machen soll, was Sie nicht machen.

Journalisten müssen sich für ihre Quellen verbürgen.

Das mache ich doch auch. Es gibt eine Stelle, die fiktiv ist. Ich sage das ausdrücklich. Ich kolportiere, ich äußere Zweifel an Quellen. Wenn sie Wolf Biermann nehmen. Alle Leute, die ich kannte, waren der Meinung, mit seiner Ausbürgerung stimmt etwas nicht. Es gab alle möglichen Geschichten. Wird Biermann Ihnen die Wahrheit erzählen? Alle, die ihn kennen, werden das verneinen. Er wird Ihnen nie die Wahrheit erzählen, sondern nur das, was er erzählen will.

Sie hingegen behaupten, die Ausbürgerung sei gar nicht so unerwartet gekommen, Biermann sei vorgewarnt worden. Haben Sie Kontakt zu ihm?

Schon ewig nicht mehr.

Geben Sie Ihrem Vater letztlich selbst die Schuld dafür, wie Sie im Buch mit ihm umgegangen sind?

Wenn mein Vater sich über seine Giftgasforschung für die Nazis während seiner Haft im Zuchthaus Brandenburg ...

. die ihn vor der Vollstreckung des Todesurteils rettete ...

... mir gegenüber geäußert hätte, dann bräuchte ich nicht zu spekulieren. Wenn jemand Opfer der Stasi war und dann herauskommt, er war selbst ein Stasi-Zuträger, dann muss man doch darauf reagieren, muss überlegen, warum das so war. In keiner MfS-Akte steht, warum Robert Havemann bei der Stasi war.

Sie sind auch in sehr private Bereiche vorgedrungen, haben über das Privatleben Ihrer Schwester geschrieben. Sie müssen doch ein schlechtes Gewissen gehabt haben, als Sie Ihre Schwester davor warnten, das Buch zu lesen.

Mein Buch hat bis auf den Lektor niemand vor der Drucklegung gelesen. Meiner Schwester habe ich geraten, es nicht zu lesen. Es war nicht für sie bestimmt. Sie schien dies auch verstanden zu haben, weshalb mich ihre Angriffe überrascht haben.

Ihr Widerspruch konnte Sie wohl kaum überraschen.

Nein, ich bin doch selbst ein wandelnder Widerspruch. Ich habe nur etwas dagegen, wenn Einwände mit juristischen Mitteln ausgetragen werden. Das finde ich erbärmlich, das verachte ich.

Ist das Buch durch die Schwärzungen noch interessanter geworden?

Das kann ich nicht beurteilen, aber es verkauft sich gut.

Man sagt, dass Söhne in vielen Fällen ihren Vätern immer ähnlicher werden. Erschreckt Sie das?

Ich bin doch sowieso wie mein Vater, sonst hätte ich das Buch nicht geschrieben. Kontroversen, wie ich sie austrage, das ist eben Havemann, und nicht das stille Leiden.

Was ist sonst noch charakteristisch für die Familie Havemann?

Sich politisch einmischen, sich nicht festlegen wollen auf eine bestimmte berufliche Tätigkeit. Man dilettiert, auf allen möglichen Gebieten. Man will Mensch sein und nicht Fachmann. Großkotzig sein und meinen, man würde alles wissen, obwohl der Erfahrungshorizont sehr klein ist - auch das ist Havemann. Auch die Bereitschaft, für seine Überzeugungen einen hohen Preis zu zahlen. Die Sucht nach der Öffentlichkeit. Das Gefühl, nicht lebendig zu sein, wenn man nicht in Konflikt mit anderen Leuten steht. Mein Vater hat sich als Funktionär der DDR nicht wohl gefühlt. Das passierte erst, als er mit den Machthabern Ärger bekam. Da wurde er wieder lebendig. Mein

Vater hat erst ganz spät erkannt, dass dieser Sohn Florian, den er nicht dafür vorgesehen hatte, sein eigentlicher Nachfolger werden wird. Das hat ihn so irritiert.

Es liegt also auch am Erbe der Familie, dass Sie als Künstler nicht den Erfolg haben, den Sie erhofft hatten?

Wir sind darin geübt. Wir ertragen das auch, weil wir so furchtbar überheblich sind.

Die Heimat der DDR-Aristokratie war die Stalin-Allee, heute Karl-Marx-Allee. Ihr Onkel, der berühmte Architekt Hermann Henselmann, hat diese sozialistische Vorzeige-Straße konzipiert. Was empfinden Sie, wenn Sie heute dort sind?

Ich bin dort nicht oft. Aber hin und wieder erinnere ich mich, wie ich mich als kleiner Junge dort gefühlt habe. Die Straße hat mich inspiriert. Wenn ich dort nicht groß geworden wäre, hätte ich nicht das Stück über Albert Speer geschrieben.

Haben Sie das Buch von Tilman Jens über seinen Vater, der an Demenz leidet, gelesen?

Nein, den Jens habe ich nicht gelesen, kann mich demzufolge zu seinem Buch auch nicht äußern. Die sogenannten "Vatermörder" sind ja schließlich auch nicht zur Solidarität untereinander verpflichtet.

Sie sind mit einer Französin verheiratet und haben Kinder.

Drei wunderbare Kinder, über die ich aber in der Öffentlichkeit nicht reden will.

Die neue Generation Havemann.

Hoffentlich wird es für sie nur ein Name bleiben, keine Verpflichtung mehr sein.

Was bedeutet Ihnen mit Blick auf die gespannten Beziehungen zu Ihren Geschwistern die eigene Familie?

Wenn ich meine Familie sage, dann meine ich meine eigene, nicht die, aus der ich komme. Ich dachte nie, dass ich so etwas haben würde. Es ist eines der Wunder meines Lebens, dass ich diese Frau, meine Ehefrau getroffen habe.

Ist es Zufall, dass Sie eine Französin geheiratet haben? Eine Frau, die weit weg ist von der DDR und ihrer Geschichte.

Mein Freund Thomas Brasch hat das, was eine Antwort sein könnte, einmal so formuliert: Das Problem von Flori ist, dass er bei der Begegnung mit einem Menschen nicht weiß, ob der ihn kennenlernen will, weil er Havemann ist, oder ob er ihn nicht kennenlernen will, weil er Havemann ist.

Sie haben Theaterstücke geschrieben, die in der Schublade liegen. Manche handeln von Politikern, etwa Gregor Gysi. Rechnen Sie damit, dass sie jemals auf die Bühne kommen?

Mir war von Anfang an klar, dass diese Stücke nicht veröffentlicht werden. Solche Geschichten müssen noch in 30 Jahren interessant sein. Und dann habe ich mich gefragt, weiß dann noch jemand, was die DDR war. Ich glaube nein.

Ist es nicht frustrierend, für die Schublade zu schreiben?

Na ja, das ist der Härtestest. Und eine Frage der Leidenschaft.

Vermissen Sie den Beifall?

Ich habe immer mein Publikum gehabt. Aber der Preis, den man für den Erfolg bezahlen muss, ist hoch. Meine Freunde, die diesen Preis bezahlt haben, sind entweder tot oder verrückt geworden. Ich bin nicht verrückt. Ich habe eine Familie, schreibe jeden Tag, habe jeden Tag neue Ideen. Um Geschichten erzählen zu können, muss man etwas erleben, neue Erfahrungen machen. Das fehlt manchen Schriftstellern. Irgendwann schreiben sie über ihre Kindheit, weil im Leben nichts passiert ist. Wenn man sagt, ich sei ein erfolgloser Künstler, dann stimmt das nicht. Ich habe Erfolg in der Sache. Ich bekomme meine Werke fertig. Mein Havemann-Buch hat begeisterte

Leser gefunden, ich habe im vergangenen Jahr eine große Ausstellung in Neuhardenberg gemacht. Ich bin kein unverständener Künstler.

Reicht Ihnen Ihr Schatz an Kreativität oder gestehen Sie sich auch Defizite ein?

Vor die Wahl gestellt: Soll ich einen langweiligen Abend mit einem Dramaturgen verbringen oder lieber ein neues Stück schreiben, dann schreibe ich lieber ein neues Stück. Mein Engagement bei der Verwertung meiner Werke lässt zu wünschen übrig.

Dann bräuchten Sie einen Manager.

Das wäre dann das nächste Problem.

-----

Florian Havemann

Als Sohn des späteren DDR-Dissidenten Robert Havemann und dessen Frau Karin, geborene von Bamberg, kommt Florian Havemann 1952 zur Welt.

Nach der Flucht aus der DDR in einem Tankwagen im Jahr 1971 erlernt er den Beruf des Bühnenbildners. Das Studium finanziert er mit einem Job als Packer bei Aldi. Als Bühnenbildner wird er jedoch nur kurz arbeiten. Er schreibt, komponiert und malt.

Aufsehen erregt Havemann mit einem Artikel im Magazin Der Spiegel 1978, in dem er den Vater scharf angreift.

Der Generationen-Roman "Havemann" erscheint 2007. Wegen mehrerer Klagen, darunter von Schwester Sibylle, muss das Buch vom Markt genommen werden und erscheint in einer Neu-Auflage mit vielen Schwärzungen.

Mit seiner Frau Agnes und den drei Kindern lebt Florian Havemann seit Jahren in Berlin-Neukölln.